

Regensburger Schriften zur
Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft

Manuel Trummer, Sebastian Gietl,
Florian Schwemin (Hrsg.)

„Ein Stück weit ...“

Relatives und Relationales als
Erkenntnisrahmen für Kulturanalysen

Eine Festgabe der Regensburger Vergleichenden Kulturwissenschaft
für Prof. Dr. Daniel Drascek zum 60. Geburtstag



WAXMANN

Regensburger Schriften
zur Volkskunde/
Vergleichenden Kulturwissenschaft

herausgegeben vom
Regensburger Verein für Volkskunde e.V.

Daniel Drascek
Helmut Groschwitz
Gunther Hirschfelder
Bärbel Kleindorfer-Marx
Manuel Trummer

Band 39

Manuel Trummer, Sebastian Gietl,
Florian Schwemin (Hrsg.)

„Ein Stück weit ...“

Relatives und Relationales
als Erkenntnisrahmen für Kulturanalysen

Eine Festgabe der Regensburger Vergleichenden
Kulturwissenschaft für Prof. Dr. Daniel Drascek
zum 60. Geburtstag

Unter Mitarbeit von
Gunther Hirschfelder, Esther Gajek, Karin Lahoda,
Lena Möller und Helmut Groschwitz



Waxmann 2019
Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Regensburger Schriften zur Volkskunde/ Vergleichenden Kulturwissenschaft, Bd. 39

ISSN 2196-9558

Print-ISBN 978-3-8309-4051-7

E-Book-ISBN 978-3-8309-9051-2

© Waxmann Verlag GmbH, 2019

www.waxmann.com, info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg

Titelbild: © Manuel Trummer: Konzerthaus Blaibach

Foto des Jubilars: © Sebastian Gietl

Druck: CPI Books GmbH, Leck

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier, säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Inhalt

Vorwort	9	
Geleit, Grüße, Gratulationen		
Helge Gerndt	13	
Konrad Köstlin	15	
Michael Prosser-Schell	17	
Bärbel Kleindorfer-Marx	21	
Wie beginnt Kultur? Gedanken über die Metaphorik des Anfangs		23
Helge Gerndt		
Relationen. Universität und Haus der Begegnung in der Stadt		37
Konrad Köstlin		
Einige Anmerkungen zur Europäischen Ethnologie aus dem Mittleren Donauraum seit der Zwischenkriegszeit: Die Arbeit von Edit Fél		45
Michael Prosser-Schell		
„Nein, das ist bestimmt kein osmanisches Erbe, das ist eine uralte kroatische Tradition“: Die Nationalisierung der Alltagskultur oder: wenn die Urlaubs- zur Forschungsreise wird		57
Marketa Spiritova		
Immaterielles Kulturerbe in metropolitanem Raum und superdiversen Kontexten – Versuch über die Grenzen eines identitätspolitischen Konzeptes		71
Helmut Groschwitz		
„Ohne Tabak und Kaffee kann man sich den Türken kaum denken“. Genuss- kulturen und ihre Wahrnehmung in deutschsprachigen Istanbul-Reiseführern		85
Sebastian Gietl		
Genuss und Ekel als Determinanten unserer Ernährungskultur		103
Markus Schreckhaas		
Politisierte Ernährung. Vegane Lebensstile als kulturelle Positionierungen		113
Barbara Wittmann		
Läden – Dinge – Welten. Kulturwissenschaftliche Annäherungen an das Phänomen Weltladen		129
Lars Winterberg		
Sagbares und Unsagbares. Sprechen über Altersarmut		143
Esther Gajek		

Lebenszeit – Arbeitszeit? Subjektive Zeitwahrnehmung zwischen Arbeitszeit und Freizeit	155
Karin Lahoda	
Körperbilder – Körperstyling – Körpernöte. Leiblichkeit unter Digitalisierungsdruck	167
Gunther Hirschfelder	
Region als „Lebensthema“. Kulturelle Akteure in Rheinessen und Rhein-Neckar	185
Sarah Scholl-Schneider	
Die Spinne im Netz. Zur institutionellen Agency der Sicherheit – eine Fallstudie	197
Katharina Eisch-Angus	
Erzählen vom Wohnen in der Oberpfalz zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Beschreibungen von Franz Xaver von Schönwerth in Relation zu den Physikatsberichten und der Bavaria	213
Hermann Wellner	
„Suche per sofort gegen bar ein Bauernzimmer, süddt. blumenbemalt stilrein, nicht zu teuer“ – Ein Aachener Unternehmer bestellt im Jahr 1937 eine Bauernstube bei der Chamer Möbelfabrik Schoyerer.....	223
Bärbel Kleindorfer-Marx	
Wird „so mancher alte fromme Brauch wohl wieder Auferstehung feiern können“ – Brauch, Brauchverständnis und Brauchbewertung in einer Umfrage von 1931	239
Florian Schwemin	
Krampus goes to Hollywood. Tradition und Transmedialität in populären Medienkulturen	255
Manuel Trummer	
Wüste Orte – Utopische und dystopische Landschaftsentwürfe in postapokalyptischen Netflix-Eigenproduktionen	275
Lena Möller	
Kleine Welten im frommen Spiel – auch in Regensburger Vororten?	295
Christine Aka	
And last, but not least	303
Erika Lindig	
Autorinnen und Autoren	305

„Ein Stück weit...“

„Ein Stück weit ...“ – diese vorsichtige Distanzierung ist allen Studierenden, die in Regensburg eine Vorlesung von Daniel Drascek besucht haben, wohlvertraut. Die Formel ist mehr als nur eine liebenswerte Sprachmarotte, sie verrät viel über den Jubilar und sein Wissenschafts- und Arbeitsverständnis. Denn, lieber Daniel, laut vorgetragene Gewissheiten und unzulängliche Vereinfachungen fordern Dich heraus, genauer hinzusehen und hingenommene Allgemeingültigkeiten gründlich zu hinterfragen. Jacob Grimm, dessen Bild lange über Deinem Schreibtisch hing, bewunderte die Alltagskulturforschung Franz Xaver Schönwerths. Nirgendwo sei „[...] mit so leisem Gehör gesammelt [...]“ worden. Dein akademisches Ethos lässt sich ein Stück weit ähnlich charakterisieren: Ein sensibles Gespür für die spannenden Zwischentöne alltagskultureller Prozesse und ein nuancierter Blick für die Relativität und Relationalität menschlichen Handelns, Kommunizierens und Denkens sind Eckpfeiler Deiner Forschung. Dass sich uns trotz – oder besser: wegen – des gründlichen, sich empirisch versichernden Blicks kulturelle Prozesse immer nur in Ausschnitten eröffnen, dass wir uns menschlichem Handeln nur ein Stück weit verstehend annähern können und wir als Kulturwissenschaftler nicht aufhören sollten zu fragen – das zu verdeutlichen ist eine Stärke, die sich in dieser leisen Formulierung verbirgt.

Gerade die Herausforderung, vermeintlich Vertrautes noch ein Stück weiter zu denken, nicht die offensichtlichen, einfachen Lösungen zu akzeptieren und vor allem auch den Unsicherheiten, dem Ungewissen, dem ‚Vielleicht‘ Ausdruck zu verleihen – auch das schwingt mit, wenn wir, Deine Regensburger Kolleg*innen und Schüler*innen diese kleine Festgabe mit „*Ein Stück weit...*“ betiteln. Denn die selbstreflexive Gründlichkeit und die Aufgabe, Kultur als relational und relativ, mit einer kritischen Wachsamkeit gegenüber unreflektierten Absolutheiten zu denken, das sind nun bereits seit zwanzig Jahren Leitbilder, denen Absolvent*innen, Doktorand*innen und Habilitand*innen zu folgen versuchen, die sich unter der sensiblen Anleitung von Daniel Drascek auf ihren Weg in die Wissenschaft begeben.

Die Relativität und Relationalität alltagskultureller Phänomene und Prozesse nimmt gerade am Standort Regensburg eine prominente Rolle ein, firmiert das Fach doch hier unter der Bezeichnung *Vergleichende Kulturwissenschaft*. Das „vergleichend-beziehende Denken“, das laut Helge Gerndt für „jede Forschungstätigkeit unabdingbar ist“, leuchtet in vielerlei Hinsicht in den Forschungsschwerpunkten Daniel Drasceks auf. Gerade der Blick Richtung Osten entlang der Donau zeichnet sich immer wieder als Leitperspektive ab, die Daniel Drascek, unter anderem im Rahmen der *documenta*-Ausstellungsreihe, als (Ko-)Herausgeber des *Jahrbuchs für Europäische Ethnologie* oder als Mitglied des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates für kulturvergleichende Arbeiten einnimmt. In vorliegendem Band beziehen sich die Beiträge von Michael Prosser-Schell zur Arbeit von Edit Fél, von Marketa Spiritova zur Nationalisierung von Alltagskultur in Kroatien und von Sebastian Gietl zu Konsumbildern in Istanbul-Reiseführern auf diesen Schwerpunkt.

Als Leiter des Instituts für Volkskunde bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, als Vorsitzender des Bayerischen Expertengremiums für die Begutachtung des immateriellen Kulturerbes und als Leiter des Arbeitskreises Landeskunde Ostbayern bildeten Fragen nach den Bezügen zwischen Welt und Region und der Bedeutung von Traditionen in einer vermeintlich „post-traditionalen“ Gesellschaft in den letzten Jahren einen Kern von Daniel Drasceks Arbeit. Eine ganze Reihe von Schüler*innen nahm die vielfältigen Anregungen in ihren eigenen Forschungsarbeiten und Qualifikationsschriften auf. In diesem Band beschäftigen sich etwa Helmut Groschwitz mit der Relation von metropolitane Eventkultur und immateriellem Kulturerbe und Manuel Trummer mit dem Verhältnis von Tradition und populärer Medienkultur. Auf der Grundlage von archivalischen Quellen zeichnen Bärbel Kleindorfer-Marx am Beispiel der „Volkskunst“-Debatte und Florian Schwemin an einer Brauchumfrage von 1931 nach, wie sich globale Modernisierungsprozesse in der Region Ostbayern niederschlugen. Christine Aka, zeitweise Vertretungsprofessorin für Vergleichende Kulturwissenschaft in Regensburg, ergänzt den Blick mit einem Fokus auf den Wandel populärreligiöser Praxen.

Überhaupt bilden die Relation des Menschen zu seiner Welt, Fragen von Identität und Zugehörigkeit und die Art, wie sich diese kulturell formieren, ein Leitmotiv, das seit Drasceks bei Dietz-Rüdiger Moser verfassten Dissertation „*Homo Peregrinus*“ – *Der Mensch als Fremder in dieser Welt* (1987) seine Forschung stringent strukturiert. Vor allem die Erzählkultur – in Bildern und Worten – avancierte dabei zu einem Kern seiner Forschung, dem nicht nur sein professionelles Interesse, etwa als Mitherausgeber der *Enzyklopädie des Märchens* oder als Beiratsvorsitzender der Schönwerth-Gesellschaft, sondern auch seine Leidenschaft gilt. Davon inspiriert, diskutiert Hermann Wellner in seinem Beitrag die Relation von Schönwerths *Sitten und Sagen* zur *Bavaria* anhand divergierender Erzählungen über die regionale Wohnkultur. Im Rahmen dieses Bandes greifen weiterhin Katharina Eisch-Angus mit einem narratologischen Beitrag zur Sicherheitsgesellschaft und Esther Gajek mit einem methodologisch orientierten Beitrag zum Erzählen über Altersarmut diesen Forschungsschwerpunkt auf. Wie sich traditionelle Erzählmotivik im Medienwandel modernisiert, untersucht schließlich Lena Möller am Beispiel aktueller Netflix-Produktionen. Auch über Ernährungs- und Körperpraxen – und dem medialen Erzählen darüber – setzen sich Menschen kulturell in Relation zu ihrer Zeit und Gesellschaft. Wie Gunther Hirschfelder in seinem Beitrag zeigt, wird hier die Frage der digitalen Selbstoptimierung zu einem immer prägenderen Aspekt gegenwärtiger Identitätspraxen. Den Zusammenhang politischen Handelns, Konsums und der Ernährung diskutieren Lars Winterberg am Beispiel solidarischer Landwirtschaft, Barbara Wittmann an veganen Lebensstilen und Markus Schreckhaas an der kulturellen Relativität kulinarischen Geschmacks.

Angesichts Deiner vielfältigen, zeitraubenden Aufgaben, lieber Daniel, scheint es uns ein Stück weit symptomatisch, dass auch der Erforschung kultureller Zeitvorstellungen Dein besonderes Interesse gilt. Dass Zeit gerade in alltagspraktischer Wahrnehmung stets relativ ist, stellt Karin Lahoda in diesem Band dar, indem sie nach der Rhythmisierung von Arbeit in Werkstätten für behinderte Menschen fragt. (Lebens-) Zeit bildet auch in Sarah Scholl-Schneiders Beitrag einen wichtigen Gesichtspunkt. Sie

liest das kulturpolitische Engagement in der Region Rheinhesen vor allem als Generationenfrage.

Das *Deutsche Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm vermerkt unter dem Eintrag „Vergleich“ unter anderem, dass es sich dabei „im gegensatz zu der durch streit und procesz herbeigeführten entscheidung, deren ausführung durch zwangsmittel durchgeführt wird, [um] eine freundschaftliche übereinkunft“ handle. Auch diese Lesart scheint uns widerzuspiegeln, wie Du, lieber Daniel, seit zwei Jahrzehnten den Regensburger *Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft* leitest: Der Kompromiss, die freundschaftliche Übereinkunft und die persönlichen Relationen zwischen Dir und Deinen Kolleg*innen stehen für Dich an erster Stelle. Hochrangige Institutionen, die für eine Aufzählung zu zahlreich sind, die regionale Kulturszene Ostbayerns, Ministerien und die Bayerische Akademie der Wissenschaften, der Du seit 2015 als Ordentliches Mitglied angehörst, schätzen Deine breite Expertise. So haben sich in Deiner Amtszeit auch die Studierendenzahlen der Vergleichenden Kulturwissenschaft dynamisch auf aktuell knapp 1.000 entwickelt – eine Tendenz, die freilich nicht nur positiv zu sehen ist, die aber dennoch ein Stück weit den Stellenwert illustrieren kann, den Regensburg heute im Fach einnimmt.

Beim Blickwechsel von Deinem 60. Geburtstag, lieber Daniel, auf die Entwicklung der Regensburger Volkskunde und Vergleichenden Kulturwissenschaft fallen noch zwei weitere Festtermine auf: Einerseits markiert das Jahr 2019 das 20. Jubiläum Deines Dienstantrittes an der Universität Regensburg und andererseits feiert auch das Fach selbst sein 40. Gründungsjubiläum am Standort. Wir freuen uns deshalb sehr darüber, dass wir auch die Amtsvorgänger von Daniel Drascek, namentlich Helge Gerndt, Konrad Köstlin und Michael Prosser-Schell (an der Stelle des verstorbenen Christoph Daxelmüller) als Beiträger gewinnen konnten. Somit handelt es sich bei dieser Festgabe zu Deinem 60. Geburtstag, lieber Daniel, nicht nur um einen Querschnitt durch die mannigfaltigen bereichernden Impulse, die Deine Schüler*innen und Kolleg*innen aus Deinem wissenschaftlichen Werk und Deiner kollegialen Anleitung ziehen konnten, es hat sich auch zu einem kleinen Intermezzo in Hinblick auf die Regensburger Vergleichende Kulturwissenschaft und ihre Bedeutung für die Stadt und Region entwickelt.

Es war eine Herausforderung, dieses Projekt vor Dir geheim zu halten und die Überraschung zu bewahren, zumal Du als Vorstand des Regensburger Vereins für Volkskunde üblicherweise selbst in die Publikationen der Schriftenreihe involviert bist. Unser Dank für ihre Diskretion und großartige Unterstützung gilt dabei vor allem Frau Dr. Ursula Heckel vom Waxmann Verlag und ihrem gesamten Team, Anja Geisenhof und der guten Seele unseres Hauses, Michaela Spreitzer. Wir, Deine aktuellen und ehemaligen Regensburger Kolleg*innen und Mitarbeiter*innen, wollen uns bei Dir in aller Aufrichtigkeit für die vergangenen 20 Jahre, Deine Kollegialität, Deine Menschlichkeit, Deine Umsichtigkeit, Deine Zeit und Deine Freundschaft bedanken und Dir gratulieren.

Im Namen aller Beiträger*innen und der Regensburger Kollegenschaft,
Sebastian Gietl, Florian Schwemin & Manuel Trummer

Geleitwort

Helge Gerndt

Zu Deinem 60. Geburtstag, lieber Daniel, möchten Dir die Kolleginnen und Kollegen Deines Lehrstuhls für Vergleichende Kulturwissenschaft in Wertschätzung und Verbundenheit mit einer kleinen Festgabe herzlich gratulieren. Sie möchten Dir damit für Deine unermüdlich persönliche Anteilnahme, für stete Förderung und eine offenkundig unerschöpfliche Inspiration danken. Ausdrücklich soll dies keine Festschrift im geläufigen Sinne sein, die mit der Würdigung von Forschungsthemen und Forschungsergebnissen des Jubilars bereits wie eine Bilanzierung seiner wissenschaftlichen Lebensleistung erscheinen könnte und die von Dir vermutlich mit eher zwiespältigen Gefühlen entgegengenommen würde. Du magst keinen ‚Rummel‘ um Deine Person. Dein Arbeitsethos gründet in einem beharrlichen und präzisen, den Dich umgebenden Menschen und der Sache zugewandten Fragen und Suchen, in einem Dir ganz selbstverständlichen Verantwortungsbewusstsein gegenüber den Dir anvertrauten Lehr- und Forschungsaufgaben an der Universität wie auch im öffentlichen Kulturbereich.

Zugleich mit Dir feiert der Regensburger Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft ebenfalls ein Jubiläum: Er wird, wenn man mit seiner ersten Ausschreibung 1999 beginnt, 20 Jahre alt. Es war die erste und ist bemerkenswerterweise bis heute die einzige so bezeichnete Professur in Deutschland geblieben. Fast zweieinhalb Jahre lang hast Du den 1999 aus der Volkskunde-Tradition herausgewachsenen Lehrstuhl mit nachhaltigem Erfolg bei den Studierenden vertreten, bis Du – gegen die Begehrlichkeiten mächtiger Nachbarfächer – schließlich auch offiziell auf ihn berufen wurdest. Damit hatte sich an der Universität Regensburg ein weites Konzept des Kulturvergleichs durchgesetzt, das nicht allein auf das Vergleichen in und zwischen kulturwissenschaftlich verstandenen Philologien beschränkt bleibt, sondern – umfassender und ausdifferenzierter angelegt – in der Alltagskultur ansetzt und neben der medienwissenschaftlichen Betrachtung auch Aspekte philologischer Komparatistik zu integrieren vermag.

Durch die Initiative von Vertretern der Regensburger Germanistik, namentlich von Bernhard Gajek, hatte die junge, erst 1962 begründete Universität 1979 eine Volkskundeprofessur geschaffen, die zunächst mir, nach vorausgegangenen Gastsemestern zur Erzählforschung 1974/75, als erstem überantwortet wurde. Zwei Jahre später übernahm dann unser ebenfalls in diesem Band vertretener Kollege Konrad Köstlin die mit meiner Berufung nach München in einen Lehrstuhl umgewandelte Professur voller Elan, richtete zum Beispiel bereits 1981 in Regensburg den 23. Deutschen Volkskundekongress *Umgang mit Sachen* aus, begründete die *Regensburger Schriften zur Volkskunde* und verankerte das Fach durch unzählige Initiativen nachhaltig in der Region Ostbayern. Ihm folgte von 1990 bis 1999 unser leider schon 2012 früh verstorbener Kollege Christoph Daxelmüller, der seine dezidiert kulturkritisch ausgerichtete volkskundliche Arbeit unter anderem durch reich dokumentierte Ausstellungen im örtlichen Diözesanmuseum (*Weihnachten in Deutschland – Spiegel eines Festes*, 1992; *Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel*, 1996) der Regensburger Bevölkerung anschaulich vor Augen stellte. Und

heute vertrittst nun Du, Daniel, hier eine moderne, als empirische Kulturwissenschaft verstandene vergleichende Volkskunde mit vielfältigen Aktivitäten etwa in Bezug auf Südosteuropa – terminologisch klar und konsequent – als Vergleichende Kulturwissenschaft.

Vor einem Vierteljahrhundert sind wir uns zum ersten Mal begegnet. Du warst damals unter Deinem Freiburger Lehrer Dietz-Rüdiger Moser, der Dich mit einer Arbeit über den *Homo peregrinus* promoviert hatte, als Hochschulassistent am Münchner Institut für Bayerische Literaturgeschichte tätig. Glücklicherweise konnte ich Dich, als Dein Vertrag auslief, 1994 als wissenschaftlichen Assistenten und Lehrbeauftragten für das Nachbarinstitut – für deutsche und vergleichende Volkskunde – gewinnen. Damit begann eine schöne, bis heute ungetrübte freundschaftliche Zusammenarbeit, die später auch trotz räumlicher Entfernung und mit selteneren Begegnungen bei gemeinsamen Projektsitzungen, wie im Herausgeberkreis der *Enzyklopädie des Märchens*, erhalten blieb. Denn schon sehr bald nach Deiner Habilitation 1998 in München waren Dir viele anspruchsvolle Aufgaben übertragen worden: darunter auch die Vertretung einer Volkskundeprofessur in Freiburg oder eben jene in Regensburg.

Ich muss gestehen, dass ich aus meinem Emeritus-Dasein nicht ohne Besorgnis auf die Last Deiner Verpflichtungen blicke, die gewaltig angewachsen ist. Deine Begeisterung für unser Fach zieht die Studierenden an, so dass Du seit anderthalb Jahrzehnten kontinuierlich Jahr für Jahr rund sechzig neue Abschlussarbeiten (überwiegend in den Bachelor- und Masterstudiengängen sowie Dissertationen) zu betreuen hast. Und zu den Anforderungen der kulturwissenschaftlichen Lehre kommen überdies zahlreiche (rund zwanzig!) Wissenschafts- und Kulturinstitutionen, die sich Deiner Fachkompetenz und Urteilskraft – oft in leitender Funktion – versichert haben. Man mag sich gar nicht vorstellen, wie diese Pflichtenbürde an Deiner Arbeitskraft zehrt. Nicht zuletzt aber fordert eine der vornehmsten Aufgaben eines Hochschullehrers, die Forschung, hier noch ein eigenes Kapitel: Ich denke an Deine Studien zur Erzählkultur, zum Umgang mit Zeit, zur Transformation spätbarocker Frömmigkeit – doch das Faktum, dass die Bayerische Akademie der Wissenschaften Dich 2015 als ordentliches Mitglied in ihre Reihen gewählt hat, soll hier genügen.

Die Autorinnen und Autoren wünschen sich, dass Dir die Lektüre dieser Festgabe Freude bereitet. Dankbar nehmen die einzelnen Beiträge Impulse Deines Wirkens auf, möchten an das eine oder andere Deiner wissenschaftlichen Arbeitsthemen anknüpfen oder es näher beleuchten. Sie möchten zeigen, dass eine Vergleichende Kulturwissenschaft, wie Du sie verstehst und vermittelst, im eigenen Erfahrungsraum verankert ist (zum Beispiel in der Oberpfalz) und zugleich regionale Kulturprozesse in globalen Netzen reflektiert (etwa beim immateriellen Kulturerbe). Sie möchten schließlich – an Deinen Maßstäben orientiert, die die Relativität unseres Erkenntnisstrebens mitbedenken – „ein Stück weit“ vor Augen führen, was sie Dir und einer bedachtsamen Vergleichenden Kulturwissenschaft verdanken.

Grußwort

Konrad Köstlin

Auf Tagungen, also im richtigen Grußwortleben, verlassen die Akteure mit einem leichten Kopfnicken ins Auditorium nach Abliefern ihrer Wortspende (ein passendfreundlicher Austriazismus, der Duden vermerkt: „österreichisch“) frühzeitig die Versammlung. Meine Grußwortspende ist bestimmt vom Überraschtsein darüber, dass Daniel Drascek eine der vielen Grenzen erreicht, die man mit dem fast schon populären Begriff der Übergangsriten kennzeichnet. An vielen Beispielen hatte Arnold van Gennep den Begriff 1909 geprägt.¹ Er hatte beobachtet, wie solche Übergänge im gesellschaftlichen Leben traditionaler Gesellschaften als gefährdet angesehen und mit allerlei Abwehrpraktiken angefüllt seien. Der Ethnologe hatte seine einflussreiche Theorie 1908 formuliert. Man könnte aus der Zunahme solcher Riten als Merkpunkte in modernen Gesellschaften auf Gefährdungen, auf Furchtsamkeit schließen, wo sich etwa die Erinnerung an die Hochzeit (hölzerne Hochzeit, Petersilienhochzeit etc.) als wunderbare Vermehrung feierbarer Anlässe, Jubiläen also, offenbart. Man mag darüber nachdenken, ob dies den vermehrten Gefährdungen in unserer Welt geschuldet ist.

Arnold van Gennep war als Sohn eines Leutnants am württembergischen Hof in Ludwigsburg 1873 geboren worden. Das fiel mir einst auf und nun ein, denn ich hatte in Ludwigsburg einen Teil meiner Kindheit und meine Jugend verbracht. So ähnlich ergeht es mir im Erinnern an gute Jahre in Regensburg und an die erste Vorlesung, in der wir anfangs zu fünf waren. Wenn ich diesen Anfang mit dem vergleiche, was mir über Daniel Drascek, seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, über das Institut zu Ohren kommt, was ich in Mitteilungen lese, dann haben sich die Zeiten wirklich geändert. Umso mehr bleibt die Offenheit des Instituts bewundernswert und die Beobachtung aus der Ferne, dass die Kernkompetenz als Kulturwissenschaft Volkskunde nicht vergessen ist und bei aller Offenheit auch nicht verleugnet wird. Die hohe Belastung durch exorbitant gestiegene Zahlen an Studierenden und daneben der Einbindung in ausgedehnte Zuständigkeiten des Instituts in vielfältige Vernetzungen inner- und außeruniversitär ist bemerkenswert und vielleicht auch folgerichtig. Als Hermann Bausinger einmal den Ort des Fachs beschrieb, meinte er, „Volkskunde ist seit langem der Part zugewiesen, eine Vielfalt von bunten Klängen zu erzeugen; die übergreifenden, dominanten Akkorde kommen anderswo her.“² Was er damals beschrieb, lässt sich heute als Stärke betonen. Es sieht in der Tat so aus, als ob es auf das Unerwartete, den besonderen Blick ankomme, dem nicht entgeht, dass das Besondere und das als besonders Erkannte in den Alltags der Moderne nicht ohne historischen Drall verstehbar ist. Und das macht eine Relation aus, die zu den Stärken des Fachs gehört.

1 Gennep, Arnold van: *Les rites de passage*. Paris 1909.

2 Hermann Bausinger: *Sprache in der Volkskunde*. In: Brekle, Herbert E./Maas, Utz (Hg.): *Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturalanalytischen Sprachbeobachtung*. Opladen 1986, S. 7–32, hier S. 7.

Wenn die Definition der UNESCO von 2003 ernst genommen wird, dann ist mit dem immateriellen kulturellen Erbe auch Vieles von dem angesprochen, was uns im Fach verbindet:

„The ‚intangible cultural heritage‘ means the practices, representations, expressions, knowledge, skills – as well as the instruments, objects, artefacts and cultural spaces associated therewith – that communities, groups and, in some cases, individuals recognize as part of their cultural heritage. This intangible cultural heritage, transmitted from generation to generation, is constantly recreated by communities and groups in response to their environment, their interaction with nature and their history [...].“³

Das lässt sich breit auslegen und macht die Glückwünsche, und die braucht es, nicht nur leicht. Es lässt sie verhalten werden, weil sich Wissenschaft in Gesellschaft abspielt und eine segregierende Funktion der Kultur in den ‚Werten‘ als gesellschaftliches Argument sichtbar geworden ist und besorgt macht. Wo das *re-enacting* von der Politik nun in Bahnen gelenkt wird, die sich als abschüssig erweisen können, wird übersehen, dass es sich um genuine Neuschöpfungen handelt und auch die Begriffe (nicht nur) des Fachs neu gemünzt werden. Die Inwertsetzung des immateriellen Kulturerbes hat die These von der posttraditionalen Gesellschaft noch nicht wirklich ins Wanken gebracht, ist aber dabei, Gesellschaft verbal zu retraditionalisieren. Dem Wunder des neuen Bewusstseins für die kulturelle Überlieferung bleibt die Doppelbödigkeit unserer Erinnerungskultur.

3 UNESCO: Text of the Convention for the Safeguarding of the Intangible Cultural Heritage (17.10.2003). URL: <https://ich.unesco.org/en/convention> [Letzter Zugriff am 24.4.2019].

Rückblicke in die 1990er Jahre. Ein Grußwort

Michael Prosser-Schell

I.

1993 in München, bei einem dieser immer sehr angenehmen Informationstreffen der Volkskunde-Institute in Bayern, gab es eine erste Begegnung. Daniel Drascek hat dabei sein Habilitationsprojekt zur *Aufklärungskritik im süddeutschen Raum – Transformation der spätbarocken Alltags- und Frömmigkeitskultur* bekanntgemacht. Näheres persönliches Kennenlernen aber fand dann erst bei der Hochschultagung der dgV 1999 in Wien statt. Dort konnten, als die Habilschrift schon weitgehend abgeschlossen war, wir uns an einem langen Abend nach den Plenurvorträgen sehr viel ausgiebiger über dieses Opus Magnum unterhalten – mit vielen Anregungen auch für meine eigene Arbeit. „Wissenschaft entsteht im Gespräch“, schreibt Gerndt, und so war’s.

Drascek hatte eine ganz andere Basis zur Untersuchung der Aufklärungszeit geschaffen, als wir das gewohnt waren und als es in den Lehrbüchern und Standardwerken damals auftauchte. Seine Hinweise machten auf weitgehend unbekannt gewordene historische Werke aus dem 18. Jahrhundert aufmerksam, wie die von Jean-Noël Paquet oder die in mehrere Sprachen übersetzten Schriften des Straßburger Kanonikers Gregorius Rippel: Hierin findet man die für die Zeit populär dominierenden Weltvorstellungen, die aus ihnen begründeten Traditionen und die daraus sich ergebenden populären Rituale direkt und sozusagen bewusstmachend erklärt – im Unterschied zu den im Studium seinerzeit sehr viel bekannteren spiegelkritischen Schriften aufklärerischer Beobachter.

Die Beschäftigung mit der Popularkultur der Aufklärungsepoche am Ende des 18./anfangs des 19. Jahrhunderts mit den damit verbundenen Konflikten hatte auch am Regensburger Volkskunde-Institut der 1990er Jahre sozusagen klassischen Status. Regelmäßig hielt Christoph Daxelmüller Lehrveranstaltungen oder initiierte Projekte auf der Grundlage seiner immensen Kenntnisse aus unzähligen originalen Barockdissertationen. Was den Interessierten dabei vermittelt wurde, war nicht nur das Verhältnis zwischen „ungebildetem“, illiteratem „Volk“ und aufgeklärten Intellektuellen, Beamten oder Physici, nicht nur das Spannungsfeld zwischen Theriak, Harnschau, Wunderglaube, Wetterläuten auf der einen Seite und der neu durchgesetzten physikalisch-chemisch ausgebildeten Weltsicht auf der anderen Seite. Es ging ihm auch immer um den Bildungsbegriff der Universitäten und Akademien des 18. Jahrhunderts, mit dem Grundstudium der *septem artes liberales*, dem anschließenden Fachstudium – und dem frühneuzeitlichen Bildungsideal des Polyhistorismus. Wer das alles internalisiert hat, begreift auch besser, was sich gegenwärtig im akademischen Betrieb abspielt. Als Christoph Daxelmüller an die Universität Würzburg wechselte, wurde Daniel Drascek – auf die Empfehlung Daxelmüllers hin – zur Lehrstuhlvertretung an das Regensburger Institut gerufen. So kam es hier zu weiteren Zusammentreffen: Eindrücklich in Erinnerung geblieben ist mir noch der erste Besuch des Ehepaares Gudrun Schüle-

Drascek/Daniel Drascek – mit der von beiden sehr ästimierten Stadtführung vom Altstadt kern bis zur Steinernen Brücke, diesem einzigen sicheren Donauübergang des Mittelalters zwischen Ulm und Wien.

II.

Die Stadt war schön, selbst wenn es regnete; jeden Tag wirkte sie irgendwie grandios und souverän – niemals provinziell, nicht kleinkariert, nicht touristisch-pittoresk, nicht idyllisch. Knorrige Gelassenheit. Jeden Tag führte mein Fußweg von der Goldenen-Bären-Straße zur Elfer-Busverbindung vorbei an der Porta Praetoria, jeden Tag also eine Assoziation mit dem antiken Rom. In einem Ambiente von spätmittelalterlichen Türmen und Innenhöfen machte man die Einkäufe, die Bibliotheks- und Buchhandlungsbesuche, Café- und Restaurantbesuche. An einem Wochenende jeweils im Sommer das Festival der experimentellen Jazzbands in den Innenhöfen. Jedes Jahr einmal auch ein wunderbares Kunstschnuppern in der *Nacht der Offenen Galerien*. Die akademischen Treffen im Gravenreuther, nach Tagungen und Vorträgen im Gästehaus Hinter der Grieb, – und stets zum Fest nach dem großen Fußballpokalspiel unserer Uni-Mannschaft gegen die Welt-Elf der *summer-school*-Studienteilnehmer. Das Hofbräuhaus: Im selben Saal nahmen zur selben Zeit Bürgermeister und Stadträte einerseits, Wandergesellen und Clochards andererseits Platz (keine Legende, ist wirklich so gewesen). Oft war es die Zusammenkunft mit befreundeten Kollegen/innen nach gelungenen Promotionen, bei beruflichen Einstiegsfeiern, bei Verlobungs- oder Hochzeitsankündigungen und an Geburtstagen. Meine Güte, was haben wir gelacht dort ...

In der Altstadt herrschte damals Aufbruchsstimmung ebenso wie an der Peripherie. Am Passagierhafen beim Unteren Wöhrd hörte man Niederländer, Schweizer, Franzosen, Italiener reden, hinter hochgehaltenen Fähnchen der Reisebegleiterinnen. Bulgarische, ungarische, serbische, rumänische Schiffsleute lagen in ihrer Ruhepause mit Flaschenbieren an der Rasenböschung der Donaulände. Als weitere Stichworte fallen mir noch heute ein: Das neue Uniklinikum vor Leoprechting, das in den 1990er Jahren bis '97 von null auf hundert fertiggestellt worden ist. Eine Doktorandin von Daxelmüller, Bettina Roccor, hat später dort eine verantwortungsvolle Position gefunden. Das Automobilwerk in Harting, diverse Elektronikunternehmen und vor allem der neue riesige Einzelhandelskomplex „Alex-Center“ an der Donaustauer Straße: Hierhin steuerten an Wochenenden nicht nur PKW aus der regionalen ländlichen Umgebung, sondern Reisebusse auch aus Tschechien und Polen – unvergessene *high-and-low-lights* für die volkskundliche Kleidungsforschung der frühen 1990er Jahre. (Alles das wurde von Studierenden des Volkskundeinstituts im Rahmen von Seminararbeiten auch besucht und untersucht.) Mehrere größere Ausstellungen wurden durch den Volkskundelehrstuhl bewerkstelligt, zusammen etwa mit dem Regensburger Diözesanmuseum (*Weihnachten, ein deutsches Fest* und *Tod und Gesellschaft – Tod im Wandel*). Mehrmals auch Kooperationen mit dem Haus der Bayerischen Geschichte (hervorzuheben hier die Landesausstellung *Salz – Macht – Geschichte* 1994, mit ergiebigen Exkursionen nach Traunstein und Bad Reichenhall, später nach Berchtesgaden und Hallein). Ein veritabler Höhepunkt waren die zahlreichen wissenschaftlichen Tagungen, Projekte und Buchpräsentationen.

tionen zum Regensburger Stadtjubiläum 1995. Der Lehrstuhl für Volkskunde beteiligte sich mit der internationalen Konferenz zum mittelalterlichen jüdischen Stadtteil und zu Rabbi Juda he-Chasid, dem bekannten Mystiker aus Regensburg. Im Nachgang dessen sind mehrere Magisterarbeiten gefördert und zum Abschluss gebracht worden – auch über die historische und zeitgenössische jüdische Kultur in Straubing/Niederbayern und Weiden/ Oberpfalz.

III.

Zurück nun zum Campus und zur Philosophischen Fakultät IV: Erwähnt werden muss noch ein Geschehnis mit fundamentalen Folgewirkungen: Im Jahr 1996 nach Christi Geburt kamen Abgesandte aus der Hauptstadt München an, zwei Betriebswirtschaftlerinnen plus ein Psychologe. Sie brachten Sondierungspläne, Vorschläge, Überraschungen mit sich. Erklärtes Ziel war: den Studienablauf optimieren. Die Regensburger Hochschule befand sich damit als die erste Universität in Bayern in kinseyesken Umständen; es war der Beginn des nach einer bekannten italienischen Stadt benannten Umwandlungsprozesses, eines radikalen Wechsels in den Prioritäten des Betriebs, man wusste das nur noch nicht. Einige Teile der mitgebrachten Aufforderungen, soweit das uns im Mittelbau betraf, waren meines Erachtens erbaulich und sinnvoll: Um, zum Beispiel, die Lehre ganz allgemein zu verbessern, sollten wir mehrere nach rhetorischen Mustern aufgebaute Kurzvorträge vor Trainern, Publikum und einer Videokamera absolvieren. Hinterher konnte man sich selbst auf Bildschirm und MAZ beobachten. Eine ganz interessante Sache, deshalb, weil man sah, dass die eigene Präsentation beim zweiten und beim dritten Mitschnitt tatsächlich besser wurde. Insgesamt aber empfand die Mehrzahl der Lehrenden das Ganze als unangemessen bevormundende Situation. Mit erheblichem Missbehagen wurde auch die damit verbundene erste fakultätsoffizielle Evaluation von Lehrveranstaltungen mit einheitlichen Fragebögen und in geheimer Durchführung für Studierende aufgenommen.

Nicht lange danach war auch Daniel Drascek durch die neue Priorisierung von Präsentationsfähigkeiten und Didaktik gefordert – er war einer der ersten, die im Zuge des Regensburger C4-Bewerbungsverfahrens neben dem obligatorischen Probevortrag (dem sogenannten „Vorsingen“) auch eine Probeseminarstunde vor Studierenden abzuhalten hatten. Beides ist offensichtlich auf erfolgreiche Zustimmung gestoßen, wie wir wissen.

Es gibt allen Grund, hier nun noch einmal auf das Thema des Probevortrags zu rekurrieren: Ordnung und Gliederung der Zeit, fundamentales Problem und zugleich fundamentale Leistung der Menschen, wenn sie Kulturwesen sind. „Zugespitzt“, wie Daniel Drascek selbst sagen würde, zugespitzt also zeigte er dies auf das seinerzeit anstehende Feiern des zweiten Millenniums. Der Vortrag hat nicht nur Ritualforschung und Erzählforschung auf profunde Weise verknüpft. Er hat auch gezeigt, wie und welche Medienbotschaften in der Moderne als Zugaben zum Ritual fungieren, und weiter, dass sich zuweilen auch der Ablauf eines Rituals nach den Bedürfnissen von Medienschaffenden richtet. (In einem größeren Beitrag dann 2016 unter dem Titel *Bräuche : Medien : Transformationen* weiter verarbeitet.) Der Millenniumsübergang selbst aber bot Gelegenheit, sowohl die zyklische wie auch lineare Zeitordnung zu behandeln. Somit

wäre also die Brücke zum hier gegebenen Feieranlass geschlagen: Eine runde Geburtstagsfeier mit Festgabe und allem Drum und Dran – was ist das, für die Betroffenen und für alle Beteiligten? Linear gesehen dies: Innehalten, Zurückschauen, Bilanz ziehen, Kraft schöpfen, Ehre erweisen, Weiterdenken. Zyklisch gesehen? Im anliegenden Fall: dasselbe.

Und persönlich: Herzlichen Glückwunsch zum sechzigsten – vor allem jedoch Dank. Herzlichen Dank für fachlich-handfeste Hilfestellungen, gerade auch in der Endphase der eigenen Habilitationsschrift am Ende der 1990er Jahre; Dank für vieles, was man fruchtbare Gespräche nennt, die das Leben lebenswert machen.

Kultur – Alltag – Europa. Der Regensburger Verein für Volkskunde gratuliert und dankt

Bärbel Kleindorfer-Marx

Unter dem Thema *Badekultur am Fluß* luden das Institut für Volkskunde Regensburg und der Regensburger Verein für Volkskunde für den 21. Juli 2000 zu einer gemeinsamen Fahrradexkursion ein. Auf dem neuen Regentalradweg bewegten sich Vereinsmitglieder und Studierende des Hauptseminars *Badekultur zwischen Alltagshygiene und Urlaubstrend*, das Daniel Drascek im Sommersemester 2000 anbot, von Roding über Heilbrünnl, Walderbach, Nittenau und Regenstauf regenabwärts in Richtung Regensburg.

Anlässlich des 60. Geburtstages von Daniel Drascek sei ein Blick auf den Regensburger Verein für Volkskunde geworfen, dem der Jubilar seit 17 Jahren vorsteht und den er entscheidend prägt. 1999 war Daniel Drascek an die Universität Regensburg gekommen, das Radeln war eine der ersten gemeinsamen Veranstaltungen mit dem 1985 von Konrad Köstlin gegründeten RVV. Nachdem Konrad Köstlin 1988 einem Ruf nach Tübingen gefolgt war, führte Werner Endres den Verein für zwei Jahre, ihm folgte 1993 Klara Löffler als Vorsitzende. Im April 2002 hatte Daniel Drascek den Ruf auf den Lehrstuhl in Regensburg erhalten, am 2. Mai 2002 wählten die RVV-Mitglieder ihn in ihrer Versammlung im Bezirkskulturzentrum Weinschenk-Villa zu ihrem Vorsitzenden. Neben Bärbel Kleindorfer-Marx aus Cham, stellvertretende Vorsitzende seit 1997, wurden Erika Lindig sowie Helmut Groschwitz Mitglieder des Vorstands für die Bereiche Finanzverwaltung und Schriftführung. Das Amt der Kassenprüferinnen übernahmen zunächst Renate Gütersloh und Inge Huber. Bis zum Ausscheiden der Akademischen Direktorin Erika Lindig in den Ruhestand im November 2018 arbeitete dieses RVV-Vorstandsteam so über 16 Jahre zusammen.

Am 11. Juli begrüßte Daniel Drascek erstmals als RVV-Vorsitzender einen Gastredner: Roland Girtler, Wien, war nach Regensburg gekommen und sprach über *Feldforschung und Radfahren*. Nach diesen vom Rad geprägten ersten Aktivitäten Daniel Drasceks im RVV spielte das dann erst einmal keine Rolle mehr, wohl aber die schon mit der Tour ins Regental angedeutete Ausrichtung in die Region. Der seit der Gründung des RVV mitgedachte Blick über Regensburg hinaus auf die Oberpfalz und Niederbayern wurde Daniel Drascek zu einer der Leitlinien für die Arbeit des Vereins.

Sein Engagement für den RVV kann hier nur skizziert werden, die von ihm ganz wesentlich geprägten Aktivitäten des Volkskunde-Vereins seit 2002 sind für einen aufzählenden Überblick zu umfangreich. Erinnert sei als Beispiel an das Projekt *Steingut – Geschirr aus der Oberpfalz*, bei dem sieben Museen der Oberpfalz in enger Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl dieses Thema der Alltagskultur aufgriffen. Im Rahmen dessen veranstaltete der RVV im Juli 2004 eine Exkursion in die beteiligten Museen Walderbach, Neusath-Perschen, Schwandorf und Burglengenfeld und stellte in der Wein-

schenk-Villa mit Werner Endres und dem Bezirksheimatpfleger Franz-Xaver Scheuerer den Begleitband vor.

Der Lehrstuhl engagierte sich in diesen Jahren bei der Konzeption mehrerer Ausstellungen im Rahmen der *donumenta*, die die Stadt Regensburg bei der Bewerbung für den Titel Kulturhauptstadt Europas unterstützen sollte. Führungen in den Ausstellungen *Krimsekt, Tschernobyl, Klitschkobrüder. Vom Alltag in der Ukraine und der Suche nach kultureller Identität* im Kunstforum Ostdeutsche Galerie und *Moldova. Alltag – Transformation – Zukunft* und *Bulgarien. Lebensgeschichten, Lebenswandel, Lebensentwürfe* im Historischen Museum der Stadt Regensburg banden die Mitglieder des RVV ein, an denselben Abenden diente der Saal des Museums dem Verein für die Abhaltung seiner Mitgliederversammlungen. Bei der nicht immer einfachen Suche nach Orten für die Zusammenkünfte des Vereins wurde der Vorsitzende aber auch in der Künstlergarderobe des Audimax, im Dachgeschoss des Alten Finanzamtes und im sogenannten „Aquarium“ an der Universität fündig. Mit der Verknüpfung von RVV-Vortragsveranstaltungen mit das Sommersemester abschließenden Festen, mit Bewirtung und Gesprächen unter freiem Himmel, gelang Daniel Drascek die ihm so wichtige Einbindung der Studierenden in den Verein. Die Mitgliederzahlen stiegen.

2004 erhielt der RVV für seine Korrespondenz ein neues Logo, nach einer Idee von Daniel Drascek setzte Helmut Groschwitz eine Ansicht des bekannten „Regensburger Bruckmandls“ als künftige Bildmarke für den Verein um. Unter dem Titel *Kultur – Alltag – Europa* kündigt ein Flyer die Vortagsreihe des RVV für das jeweilige Jahr in Stadt und Region an, Vorstandsmitglied Manuel Trummer hatte sich der Gestaltung angenommen.

Ab 2006 erschienen die Schriften des Vereins nach der Umbenennung des Lehrstuhls nun als *Regensburger Schriften zur Volkskunde / Vergleichenden Kulturwissenschaft*. Band 17, die erste von Daniel Drascek im Namen des Vereins herausgegebene Publikation, konnte just zur Feier des 20-jährigen Jubiläums des Vereins präsentiert werden, die mit einem Vortrag von Konrad Köstlin über *Akademische Jubiläen* im „Haus der Begegnung“ begann. Im Sommer 2015, bei der Feier des 30-jährigen Bestehens, bei der die RVV-Mitglieder nach dem Festvortrag von Konrad Köstlin das Sommerfest der Studierenden besuchten, lag schon Band 27 vor. Bis heute hat Daniel Drascek für die Schriftenreihe des Vereins also 20 Bände ediert, für die mit der Herausgabe verbundene Mühewaltung sei ihm herzlich gedankt.

Der Regensburger Verein für Volkskunde hat in Daniel Drascek einen über die Maßen interessierten und engagierten Vorsitzenden. Der RVV dankt und gratuliert herzlich und freut sich auf gemeinsame weitere erfolgreiche Jahre.

Wie beginnt Kultur?

Gedanken über die Metaphorik des Anfangs

Helge Gerndt

Kultur ist ein relativ junges Phänomen in unserer irdischen Welt, einer Welt, die sich seit vermutlich viereinhalb Milliarden Jahren herausgebildet hat, in der sich vor etwa 3,8 Milliarden Jahren einzelliges Leben und vor etwa 530 Millionen Jahren ‚urplötzlich‘ eine Fülle neuer Lebensformen zu entfalten begann.¹ Kultur bringt Sinn in diese Welt. Woher aber kommt Kultur? Was leistet sie im natürlichen Entwicklungsprozess? Wann und wie hat sie begonnen? Ja, gibt es überhaupt einen bestimmten Anfang?²

Das sind Fragen, die sich ein Empirischer Kulturwissenschaftler in der Regel nicht stellt. Wir gehen mit guten Gründen von Beobachtungen aus, die im eigenen oder einem gesicherten historischen Erfahrungshorizont liegen. Wir suchen nach Einsichten und Problemlösungen, die dem heutigen Leben möglichst förderlich sind, die unseren Alltag erhellen und das Verständnis für kulturelle Prozesse mehren. Von Zeit zu Zeit sollten wir freilich auch unsere Arbeitsgrundlagen überprüfen. Wir müssen zum Beispiel, wollen wir zu Recht eine gewisse wissenschaftliche ‚Kompetenzhoheit‘ über Kultur für uns reklamieren, eine klare Stellung zu jenen virulenten Thesen über den Anfang der Kultur beziehen können, die derzeit aus dem Bereich der Universalgeschichte oder der Evolutionsbiologie den Gedankenmarkt geradezu überschwemmen.

Im Folgenden möchte ich eine kleine Anzahl aktueller wissenschaftlicher Darstellungen, in denen der Anfang von Kultur mehr oder weniger ausführlich diskutiert wird, skizzieren und vergleichend in einen größeren erkenntnistheoretischen Zusammenhang einordnen. Was haben diese unterschiedlichen Theorien miteinander zu tun? Wo widersprechen sie sich, und inwiefern könnten sie einander ergänzen? Gibt es in den einzelnen kultur-, gesellschafts- und naturwissenschaftlichen Disziplinen über ihre je fachspezifischen Probleme hinaus auch grundlegende Fragen, die alle Fächer betreffen und miteinander verbinden, und denen man gegebenenfalls in gemeinsamer Anstrengung erfolgreicher nachgehen kann? Jedenfalls vermag ein Blick über die Fächergrenzen die Problemlage neu zu beleuchten. Wir wollen uns von der allgemeinen Frage, wie die Kultur beginnt, leiten lassen, um für die Selbstreflexion in der Vergleichenden Kulturwissenschaft eine erweiterte Diskussionsbasis bereitzustellen.

1 Dennett, Daniel C.: Von den Bakterien zu Bach – und zurück. Die Evolution des Geistes. Aus dem Amerikanischen von Jan-Erik Strasser. Berlin 2018, S. 23. [From Bacteria to Bach and Back. The Evolution of Minds. New York 2017.]

2 Ich danke meinem Freund Lorenz Weinberger, Erbdorf, für Literaturempfehlungen und das kritische Gespräch. H.G.

Wissenschaftliche Erzählungen über den Anfang der Kultur

Über den Ursprung kultureller Phänomene, der Bändigung des Feuers, von Ackerbau und Viehzucht, von Sprache und Musik, von Moral und Verbrechen, erzählen die Mythen der Völker seit Jahrtausenden. Aber auch die neuzeitliche Wissenschaft erzählt. Zumal wenn es um Ereignisse in tiefer Vergangenheit geht, ist die Quellenlage so spärlich, dass Intuition und Fantasie die Fehlstellen überbrücken müssen. In solchen Forschungsfeldern sind wir selten mit Beweisen konfrontiert, wie etwa mathematischen Gleichungen in der Physik, sondern meist der Plausibilität einer einlässlichen Darstellung und Analyse ausgeliefert, die unseren ‚gesunden Menschenverstand‘ überzeugen muss.

Die intensive Suche nach kulturellen Anfängen, wie sie seit 1725 etwa von Giambattista Vico über Johann Gottfried Herder bis zu Jacob Grimm dem Ursprung der Sprache galt, und wie sie insbesondere in kulturgeschichtlichen Studien des 19. Jahrhunderts zu einer Fülle disparater Phänomene (Haus, Kleidung, Brauch, Märchen, Recht, Familie) unternommen wurde, wollen wir hier auf sich beruhen lassen. Da wurden ein Stück weit mythologische Erzählungen kreiert, die sich von der mythischen Überlieferung selbst oft nicht wesentlich unterscheiden und nicht selten zu neuen Mythen führten.³ Allerdings ist das Verhältnis von Mythos und Wissenschaft durchaus nicht so konträr, wie man gemeinhin glaubt.

(1) Gegen Mitte des 20. Jahrhunderts veröffentlicht der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinga seinen Klassiker *Homo Ludens*, in dem er die These, dass der Ursprung der Kultur im Spiel liege, begründet. Diese Studie hat eher eine systematische als eine historische Perspektive. Sie untersucht das Phänomen des Spiels in Relation zu etlichen anderen Kulturerscheinungen wie Recht, Krieg, Dichtung und Kunst. Spiel ist, meint Huizinga, älter als Kultur.

„Im Spiel ‚spielt‘ etwas mit, was über den unmittelbaren Drang nach Lebensbehauptung hinausgeht und in die Lebensbetätigung einen Sinn hineinlegt. [...] Nennen wir das aktive Prinzip, das dem Spiel sein Wesen verleiht, Geist, dann sagen wir zu viel, nennen wir es Instinkt, dann sagen wir nichts. Wie man es auch betrachten mag, in jedem Fall tritt damit, dass das Spiel einen Sinn hat, ein immaterielles Element im Wesen des Spiels selbst an den Tag.“⁴

Für Huizinga ist das „echte, reine Spiel“ zugleich Grundlage und Faktor der Kultur: „Kultur in ihren ursprünglichen Phasen wird gespielt. Sie entspringt nicht *aus* Spiel, [...] sie entfaltet sich *in* Spiel und *als* Spiel.“⁵ Anders formuliert: Kultur beginnt spielend, in Formen eines Spiels.

3 Vgl. den Beitrag von Hermann Wellner in diesem Band.

4 Huizinga, Johan: *Homo Ludens*. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. In engster Zusammenarbeit mit dem Verfasser aus dem Niederländischen übertragen von H. Nachod. Mit einem Nachwort von Andreas Flitner. Reinbek 1987, S. 9. [*Homo Ludens*. Proeve eener bepaling van het spel-element der cultuur. Haarlem 1938.]

5 Ebd., S. 189.

(2) Zu Beginn des 21. Jahrhunderts referiert der Kulturwissenschaftler Martin Scharfe in seinem *Menschenwerk*, bevor er dort spezielle „Bausteine zu einer Theorie der Kultur“ erörtert, zunächst auch ältere „Auskünfte über den Ursprung der Kultur“ von Herder und Schiller, also aus einer Zeit, „als das herrische Paradigma ‚Entwicklung‘ noch nicht jeden anderen Gedanken niedergewalzt hatte.“⁶ Scharfe erwägt, „ob die Frage nach dem am Anfang aller Kultur stehenden Sprung nicht wieder neu ernst zu nehmen sei“, also ein plötzlicher Beginn statt einer Entfaltung vorliege, und „ob es sich nicht lohne, die alten Mythen vom Menschenursprung im Horizonte unseres modernen Wissens neu zu deuten.“⁷ Denn der Mythos könne, wenn man Hans Blumenbergs *Arbeit am Mythos* folgt, als Erklärungsanstrengung im Hinblick auf die Anfänge der Menschheit durchaus etwas leisten.⁸ Scharfe verweist auf die Kulturentstehungstheorie Sigmund Freuds in *Totem und Tabu*⁹, dass – wie in Bibel und Mythos – auch für Freud eine schreckliche Gewalttat am Anfang der Kultur stehe, ja Frevel und Kultur für ihn unentwerrbar miteinander verschränkt seien. Der Mythos über *Urtaten* (gleich *Untaten*, als „Scharnier zwischen Natur und Kultur“) gibt für Scharfe eine „plausible Antwort auf die Frage, woher der Mensch kommt, und was er ist.“¹⁰

(3) Im Jahre 2011 wird die inzwischen zum Weltbestseller avancierte *Kurze Geschichte der Menschheit* des israelischen Universalhistorikers Yuval Noah Harari publiziert. Harari bietet eine ungemein anschauliche chronologische Geschichte des Homo sapiens als einen Entwicklungsprozess, der durch drei gewaltige „Revolutionen“ geprägt ist: zuerst (vor 70.000 bis 30.000 Jahren) eine kognitive Revolution, die neue Denk- und Kommunikationsformen und insbesondere auch eine „fiktive“ Sprache mit der Möglichkeit, Geschichten (Mythen) zu erfinden, hervorgebracht habe; dann (vor etwa 12.000 Jahren) eine landwirtschaftliche Revolution, die unter anderem mit dem Sesshaftwerden eine Basis für „erfundene Ordnungen“ (Gesetze, Geld, Götter, Nationen) gelegt habe; und drittens – inzwischen hatten mehrere Vorgänge (Handel, Imperienbildung, religiöse Missionierung) eingesetzt, eine stärkere „Vereinigung“ der Menschheit zu befördern – eine wissenschaftliche Revolution (um das Jahr 1500 beginnend), die als der Schlüsselfaktor für die moderne Entwicklung von Kultur und Technik zu betrachten sei.¹¹

Immer raffiniertere Mythen und Märchen – meint Harari – hätten die Menschen darauf „programmiert“, auf eine bestimmte Weise zu denken, zu handeln und Regeln zu befolgen. Damit seien „künstliche Instinkte“ geschaffen worden, und ein solches (eth-

6 Scharfe, Martin: *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur*. Köln u. a. 2002, S. 150.

7 Ebd., S. 151.

8 Blumenberg, Hans: *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main Sonderausgabe 1996 [1979], S. 151–152.

9 Freud, Sigmund: *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*. Leipzig/Wien 1913.

10 Scharfe 2002, S. 160–161.

11 Harari, Yuval Noah: *Eine kurze Geschichte der Menschheit*. Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer. München ²⁵2015. [A Brief History of Mankind – Kizur Toldot Ha-Enoshut. Or Yehuda 2011.]

nisch-regional ausgeprägtes) Instinkte-Netz bezeichnet er als „Kultur“.¹² Kulturen befinden sich dauernd im Fluss. Für Harari sind wir Menschen das Produkt eines evolutionären Prozesses, der ohne Zweck und Ziel agiert.¹³ Heute habe die kulturelle Evolution den „Stau“ der genetischen Evolution überholt; und die Kultur sei dabei, sich „von den Fesseln der Biologie“ zu befreien.¹⁴

Schließlich erscheinen im Jahr 2017 gleich drei die Kultur betreffende „Anfangsgeschichten“, die naturwissenschaftliche Gesichtspunkte in die Kulturdiskussion einbringen: Abhandlungen des deutschen Wissenschaftsjournalisten Jürgen Kaube, des US-amerikanischen Philosophen Daniel C. Dennett und des portugiesischen Neurowissenschaftlers Antonio Damasio.¹⁵

(4) Jürgen Kaube nennt sein Buch lakonisch *Die Anfänge von allem*. In 16 inhaltsreichen Kapiteln breitet er auf der Grundlage eines intensiven Studiums der wissenschaftlichen (speziell auch der naturwissenschaftlichen) Literatur all das aus, „was wir heute von den Anfängen zivilisatorischer Errungenschaften wissen“¹⁶: vom Anfang des aufrechten Gangs, des Kochens, des Sprechens, der Sprache, der Kunst, der Religion, der Musik und des Tanzes, der Landwirtschaft, der Stadt, des Staates, der Schrift, des geschriebenen Rechts, der Zahlen, des Erzählens, des Geldes und der Monogamie. Es geht also nicht um technische Erfindungen wie das Rad, sondern um generelle gesellschaftliche Errungenschaften. Dieses farbenreiche kulturhistorische Panorama macht deutlich, dass Funktionen kultureller Grundphänomene wechseln und die ursprüngliche Hauptfunktion nicht ohne Weiteres mit einer späteren übereinstimmt, dass also zum Beispiel das Sprechen anfangs nicht unbedingt als ein Mittel zur Informationsweitergabe oder die Schrift als ein Mittel zur Aufzeichnung von Gesprochenem auf die Welt gekommen sein muss. Seine differenzierten Überlegungen bettet Kaube in kritische Reflexionen über die zugrunde liegende Material- und Kenntnislage und über den Begriff des Anfangs ein.

(5) Daniel Dennett prunkt mit einem irritierenden Buchtitel: *Von den Bakterien zu Bach – und zurück*; Thema ist, wie der Untertitel konkretisiert: *Die Evolution des Geistes*. Nicht gerade bescheiden meint der Autor, einen dezidiert materialistischen Weg gefunden zu haben, „der uns tatsächlich ein zufriedenstellendes – und sogar befriedigendes – Verständnis davon erlaubt, wie der ‚Zauber‘ unseres Geistes ohne echte Zauberei zustande kommt“; dies sei zwar nicht der einzige, aber „der beste und vielversprechendste Weg [...], den wir kennen.“¹⁷

Die theoretischen und empirischen Details sind kompliziert. Eine zentrale Rolle spielen die sogenannten „Meme“, das sind von Richard Dawkins postulierte kleinste Kultureinheiten, die – analog zu den Genen – als Replikatoren der „kulturellen Verer-

12 Ebd., S. 201.

13 Ebd., S. 477.

14 Ebd., S. 499.

15 Mit Absicht referiere ich auch hier und später teilweise in längeren Zitaten, um einen Eindruck von der (metaphorischen) Sprechweise der Autoren zu vermitteln.

16 Kaube, Jürgen: *Die Anfänge von allem*. Berlin 2017, S. 19.

17 Dennett 2018, S. 18.

bung“ wirken; hier verstanden als kulturell (über Wahrnehmungsorgane) vermittelte Entitäten („Weisen, etwas zu tun oder herzustellen“).¹⁸ Dennetts Hauptbeispiel dazu sind die Wörter, die für die kulturelle Evolution eine ähnliche Funktion besäßen wie die DNA für die genetische Evolution.¹⁹ Hinsichtlich der Frage, auf welche Weise sich das Gehirn in menschlichen Geist verwandele, werden „wilde Neuronen“ erwogen, die aus „ehemals fügsamen Zellen“ unter neuem Selektionsdruck, nämlich durch „kulturelle Invasoren“ (Meme als „Viren des Geistes“), hervorgehen könnten.²⁰ Generell glaubt Dennett, „dass die menschliche Kultur grundlegend darwinistisch begann, mit verständnislosen Fähigkeiten, die verschiedene nützliche Strukturen in etwa so hervorbrachten, wie Termiten ihre Burgen bauen. Dann wurde sie allmählich entdarwinisiert [...] und immer effizienter darin, den Gestaltungsraum zu durchforsten.“ Kurz: Die Kultur konnte sich „an den Früchten ihrer eigenen Evolution stärken, [...] indem sie Informationen auf immer machtvollere Weise zu nutzen lernte.“²¹

(6) Antonio Damasio schließlich untersucht den „biologischen Ursprung menschlicher Kultur“ unter dem Titel *Im Anfang war das Gefühl*. Für Damasio ist der grundlegende Regulator des Lebens die sogenannte Homöostase (auch Homöodynamik, Fließgleichgewicht), ein „Prozess, durch den der Neigung der Materie, in Unordnung abzugleiten, so begegnet wird, dass die Ordnung sogar auf einem neuen Niveau erhalten bleibt, das den effizientesten Dauerzustand möglich macht.“²² Gefühle nun „waren als Stellvertreter der Homöostase die Katalysatoren für die Reaktionen, mit denen die Kulturen der Menschen ihren Anfang nahmen.“²³ Gefühle sind „das subjektive Erlebnis des derzeitigen Homöostasezustandes innerhalb eines lebenden Organismus.“²⁴

Hauptbestandteil des Geistes bilden nach Damasio innere Bilder, die den Organismen die Möglichkeit eröffnen, die äußere und die innere Welt im eigenen Inneren zu repräsentieren.²⁵ Bevor aber der Geist zum „kulturellen Geist“ werden konnte, habe er erweiterte Eigenschaften benötigt: erstens eine „bildbasierte Gedächtnisfunktion“; zweitens die „Fähigkeit zum symbolischen Denken, mit der auch nonverbale Narrative geschaffen werden konnten“; und drittens die „Fähigkeit, nonverbale Bilder und Symbole in codierte Sprache zu übersetzen.“²⁶ Als weitere „Instrumente“ des kulturellen Geistes nennt Damasio unter anderem das Spiel (das „Bestreben, sich mit scheinbar nutzlosen Tätigkeiten zu beschäftigen“²⁷) und die Fähigkeit zur Kooperation mit anderen Menschen. Der übergeordnete Zwang zur Bildung von Kulturen ist für Damasio die Homöo-

18 Ebd., S. 231.

19 Ebd., S. 228.

20 Ebd., S. 199–201; S. 449.

21 Ebd., S. 171–172.

22 Damasio, Antonio: *Im Anfang war das Gefühl*. Der biologische Ursprung der Kultur. Aus dem Englischen von Sebastian Vogel. München 2017, S. 46–47. [The Strange Order of Things. Life, Feeling and Making of Cultures. New York 2018 (!)]

23 Ebd., S. 36.

24 Ebd., S. 37.

25 Ebd., S. 92–94.

26 Ebd., S. 212–213.

27 Ebd., S. 213.

stase, und Gefühle sind ihm letztlich „die Richter über den Prozess der kulturellen Kreativität“, weil „die Nutzeffekte kultureller Erfindungen am Ende von einer Gefühls-Schnittstelle als mehr oder weniger leistungsfähig eingestuft werden.“²⁸ Wertung sei ein Impuls für Kulturbildung; die kulturellen Werte würden auf der Grundlage von Gefühlen geformt.²⁹

Ein kurzer Blick auf diese sechs Exempel zeigt, dass die Frage nach dem Anfang der Kultur keine knappen, eindeutigen Antworten hervorbringt, sondern Geschichten, und zwar diskursive Erzählungen. Diese setzen je verschiedene, fachspezifische Frageakzente: Unter welchen Bedingungen oder aus welchen Impulsen entsteht Kultur? Wann (fragt Harari als Historiker) oder womit (Kaube als Wissenschaftsjournalist) oder wie (Damasio als Neurowissenschaftler) geschieht dies? Sie loten vom jeweiligen Zielinteresse bedingte Beschreibungsebenen aus, um entweder Entwicklungsmechanismen zu präzisieren (Dennett als evolutionistischer Philosoph) oder Bildvorstellungen zu entwerfen: in eher begrifflicher Sprache (Huizinga als philologischer Kulturhistoriker) oder in bildgestützten Erörterungen (Scharfe als Kulturwissenschaftler). Nicht immer achten die wissenschaftlichen Erzähler strikt genug darauf, gesicherte Fakten von spekulativen Fiktionen zu trennen.

Über die Einheit von Kultur- und Naturwissenschaft

Die „dumme Trennung“ in „zwei Kulturen“, eine humanistisch-geisteswissenschaftliche und eine szientistisch-naturwissenschaftliche, prägt das gängige Weltverständnis unserer Zeit.³⁰ Dahinter steht der alte Dualismus von Materie und Bewusstsein, jener als „Descartes’sche Wunde“ charakterisierte Graben, den Daniel Dennett eingehend als ein Vorurteil zu erweisen und zuzuschütten versucht.³¹ Das Gegenbild ist die Einheit von Geist und Materie, der Monismus, der einerseits die Materie als Ausdruck des Geistes versteht (Spiritualismus) oder andererseits den Geist als Ausdruck der Materie. Ein strenger Dualismus wird heute explizit kaum mehr vertreten, die monistischen Differenzierungen freilich bleiben oft diffus.³²

Alle wissenschaftlichen Einzeldisziplinen beginnen nie von vorn, sondern sie basieren auf tradierten, durchaus widersprüchlichen Grundüberzeugungen. Ihr Zentralbegriff („Leben“ in der Biologie, „Psyche“ in der Psychologie) wird im ‚Normalbetrieb‘ nur

28 Ebd., S. 195.

29 Ebd., S. 231; vgl. Dawkins, Richard: Das egoistische Gen. Mit einem Vorwort von Wolfgang Wickler. Aus dem Englischen übersetzt von Karin de Sousa Ferreira. Heidelberg ²2007. [The Selfish Gene. Oxford 1989, 2006.]

30 Rovelli, Carlo: Und wenn es die Zeit nicht gäbe? Meine Suche nach den Grundlagen des Universums. Aus dem Französischen von Monika Niehaus. Reinbek 2018, S. 74.

31 Dennett 2018, S. 28–38.

32 Hustvedt, Siri: Die Illusion der Gewissheit. Aus dem Englischen von Bettina Seifried. Reinbek 2018, S. 15–31. [The Delusions of Certainty. In: A Woman Looking at Men Looking at Women. New York 2016.]

grob umschrieben, nicht streng definiert. Für ‚Kultur‘, zum Beispiel, gibt es unzählige Begriffsbestimmungen, die – wie ich an anderer Stelle ausführlich darzustellen versucht habe – jeweils ausgewählt nach ihrem Verwendungszweck, ihrer funktionalen Einbindung, mit Nutzen angewendet werden.³³ Dagegen wird ‚Natur‘ interessanterweise meist nur als Gegenbegriff zu Kultur verstanden und selbst kaum einlässlich definiert. – Die Disziplinen unterscheiden sich zwar durch einen eigenen Betrachtungsgegenstand, durch ihre Sicht- und oft sehr spezifischen Verfahrensweisen, aber nicht in ihrem grundsätzlichen Denken. Das gilt auch für die Natur- und Kulturwissenschaften generell, obwohl man häufig von einem natur- beziehungsweise geisteswissenschaftlichen Denken spricht. Dann geht es vor allem um unterschiedliche Betrachtungsweisen, nicht um eine unterschiedliche Art des Denkens.

Modernes wissenschaftliches Denken beruht in der Begriffsbildung und Argumentation auf der aristotelischen Logik – anders als mythisches Denken³⁴ – sowie auf Kritikfähigkeit: die eigenen Beobachtungen und Folgerungen immer wieder in Frage zu stellen. Dieses Denken benutzt in Anbetracht der komplexen Welt auch Vereinfachungen, nämlich ein reflektiertes Modelldenken³⁵ sowohl auf der Beschreibungs- als auch auf der Theorieebene und auch im Hinblick auf komplizierte Verfahren, wie zum Beispiel die sogenannte vergleichende Methode.³⁶ Aber es gibt auch eine Nähe zu mythischem Denken: ein hermeneutischer (ganzheitlicher, rückbezüglicher) Ansatz sowie die Verwendung von Analogien und Metaphern. Diese Mittel sind in der Wissenschaft unverzichtbar, bedürfen allerdings kritischer Sorgfalt und Präzision.

Unter solchen Prämissen bilden Natur- und Kulturwissenschaft unverkennbar eine Einheit. Nur aufgrund ihrer unterschiedlichen Gegenstandsfelder haben beide Bereiche auch je eigene Sichtweisen und Methoden entwickelt, die sich freilich zum Beispiel zwischen Biologie und Physik, also innerhalb der Naturwissenschaften, manchmal deutlicher unterscheiden als zwischen Biologie und Empirischer Kulturwissenschaft. Zum Beispiel: Physikalische Gesetze basieren wesentlich auf dem Experiment, während dagegen Gesetzmäßigkeiten sowohl in der Biologie als auch in der Kulturwissenschaft rekonstruktiv erschlossen werden. Dieses Verfahren ist in der Evolutionsbiologie methodologisch auf Optimalitätsüberlegungen festgelegt (Wozu ist oder war dieses Merkmal gut?³⁷) und erscheint in den Kulturwissenschaften unter anderem durch vielschichtige Funktionserwägungen charakterisiert.³⁸

33 Gerndt, Helge: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen. Münster u. a. 2002, S. 191–206.

34 Blumenberg 1996; vgl. Gerndt, Helge: Sagen und Sagenforschung im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Ein erkenntnistheoretischer Diskurs. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 29 (1988), S. 1–20, hier: S. 19–20.

35 Gerndt, Helge: Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. München ²1986 [1981], S. 193–206; Ders.: Kulturvermittlung. Modellüberlegungen zur Analyse eines Problemkomplexes am Beispiel des Atomunglücks von Tschernobyl. In: Zeitschrift für Volkskunde 86 (1990), S. 1–13.

36 Gerndt 1986, S. 168–193.

37 Dennett 2018, S. 99.

38 Gerndt 1986, S. 132–145.

Über die doppelte Geburt des Menschen

Wird mit der Menschheit auch die Kultur geboren? Ist ein Lebewesen erst dann ein Mensch, wenn es Kultur besitzt; und entsteht umgekehrt Kultur nur zusammen mit dem Menschen? Das ist keine objektiv zu beantwortende Tatsachenfrage, sondern eine Frage der Definition. Mir erscheint diese theoretische Setzung (aus kulturwissenschaftlicher Sicht) in dem hier vorliegenden stammesgeschichtlichen Kontext sinnvoll, und ich plädiere dafür: Mensch und Kultur bedingen und bestimmen sich gegenseitig. Aber selbstverständlich ist damit nur eine Relation aufgestellt, und die Frage, was Mensch und Kultur eigentlich ‚sind‘, bleibt dabei offen.

Was aber sind die charakteristischen Eigenschaften des Menschen, die ihn zum Kulturwesen machen? Unterscheidet den Menschen vom Tier, dass ausschließlich er Geist besitzt? Oder sollte man ihm – mit Damasio – einen spezifisch „kulturellen Geist“ zusprechen? Die Begriffe werden nicht von allen Forschern einheitlich und nicht immer konsequent verwendet. Dennett spricht vom „Verstehen“, das aus einer vierstufigen Folge von Kompetenzen besteht und für ihn erst auf der letzten Stufe ganz „menschlich“ ist: mit bewusster Einfühlung und der Verwendung von Denkwerkzeugen.³⁹ Bei verschiedenen Lebewesen gibt es demnach also unterschiedliche Vorformen menschlichen Verstehens, dessen Kennzeichen „das Vermögen, Gelerntes auf neue Bereiche und Aufgaben anzuwenden“⁴⁰ ist. Auch für Damasio unterscheidet sich der Geist des Menschen grundlegend vom Geist anderer biologischer Arten. Der Geist bildet für ihn die Voraussetzung für das Bewusstsein, einem „bestimmten Geisteszustand, bei dem mentale Bilder von Subjektivität durchtränkt sind und in einer mehr oder weniger umfangreichen, integrierten Darstellung erlebt werden.“⁴¹ Die geistigen Bilder erkennt Damasio als durch Gefühle begleitet und das Erlebnis der Gefühle wiederum mit Wertigkeit besetzt.⁴²

Nun wird der Mensch nicht nur stammesgeschichtlich ‚geboren‘, sondern auch ganz konkret als ein Individuum. Dieser Vorgang lässt sich im Gegensatz zum Evolutionsprozess Tag für Tag konkret erleben und empirisch untersuchen. Die Geburt eines Menschen wird im praktischen Leben eindeutig als der Anfang eines neuen Lebens verstanden, auch wenn man über den genauen Moment dieses Beginns streiten mag: Beginnt das (eigene) Leben eines Babys, wenn es das „Licht der Welt erblickt“, also aus dem Mutterleib heraustritt, oder erst mit dem Durchtrennen der Nabelschnur? Aus wissenschaftlicher Sicht freilich beginnt das Leben mit der Befruchtung der weiblichen Eizelle durch den männlichen Samen.

Wenn wir aber die eben vertretene Auffassung voraussetzen, dass Mensch und Kultur sich gegenseitig bedingen, stehen wir auch hier vor der schwierigen Frage, zu entscheiden, ab wann das ‚Naturwesen‘ Mensch zum ‚Kulturwesen‘, also ‚ganz‘ zum Menschen wird. Besitzt ein Mensch schon im Embryonalstadium Kultur oder gewinnt er sie

39 Dennett 2018, S. 117–136.

40 Ebd., S. 120.

41 Damasio 2017, S. 176–177.

42 Ebd., S. 120.